

Frank Niess

Ist die kubanische Revolution noch ein Mythos?

1. Die autochthone Revolution

Die kubanische Revolution war von Anbeginn an ein Mythos. Einer, der sich aus vielerlei Gründen wie von selbst um diesen Aufbruch einer unterdrückten und unterentwickelten Gesellschaft aus der politischen Unmündigkeit und der sozialökonomischen Rückständigkeit gerant hat. Ein Mythos zugleich, den man dann systematisch gehegt und gepflegt hat. Die Revolution zehrte und zehrt noch immer in ihrer Wirkung nach außen, vor allem in ihrer Ausstrahlung auf die Dritte Welt, von einigen singulären Fakten.

Dazu gehört zuvorderst die Tatsache, dass diese Revolution "selbst gemacht" war. Sie entsprang als autochthoner Akt der Befreiung von der Batista-Diktatur und der "Vormundschaft" der USA über die Zuckerinsel dem Freiheitsdrang der Mehrheit der Kubaner. Auch wenn sich diese Mehrheit erst mit dem Erfolg und den ersten wegweisenden Akten der Revolution hinter den Revolutionären zusammengefunden hat.

Anders als bei den Ländern Mitteleuropas, denen man den Sozialismus nach 1945 mit Hilfe der Roten Armee auf eine ganz andere politische Tradition aufgepfropft hat, war die kubanische Revolution kein "Import-Produkt" aus anderen Ländern. "Diese Revolution", bekräftigte Fidel Castro bei mehr als einer Gelegenheit, "ist ein ursprüngliches Produkt dieses Landes. Niemand hat uns gesagt, wie wir sie zu machen hätten. Und wir haben sie gemacht. Niemand wird uns vorzuschreiben haben, wie wir sie fortzuführen haben. Und wir werden damit weitermachen. Wir haben gelernt, Geschichte zu schreiben. Und wir werden damit fortfahren. Niemand sollte da Zweifel haben" (Halperin 1981: 179). Diese Authentizität der Revolution war der Hauptquell der Mythen, die um die Ereignisse auf der größten Antillen-Insel in den 50er und 60er Jahren entstanden sind.

2. Geschichtsbewusstsein

Es ist unverhohlener Stolz, der aus der Überzeugung Castros spricht, Geschichte geschrieben zu haben und weiterhin zu schreiben. Aus ihrer eigenen Geschichte und ihrer Vorgeschichte, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts

zurückreicht, speist sich der Mythos der kubanischen Revolution. Daher das immense Interesse an Geschichte auf der Insel, das intensiv, mitunter bis zum Überdruß, gefördert wird. Geschichte tritt den Kuba-Besuchern in der Selbstdarstellung der Revolution auf Schritt und Tritt entgegen. "Ihre Geschichte und vor allem ihre Befreiungsgeschichte ist den Kubanern [...] unendlich viele Reden wert" (Hanf 1989: 33).

Wenngleich es zur gebetsmühlenartigen Redundanz, zum Schematismus und auch zur Oberflächlichkeit neigt, ist das historische Bewusstsein in Kuba doch immer noch deutlicher ausgeprägt als in manchen anderen Ländern. Kein hymnisches Lob auf die Helden der "Befreiungsbewegung 26. Juli" ohne devoten Verweis auf die "geistigen Väter" der Revolution wie José Martí (1853-1895). Und keine Beschwörung des gloriosen Guerillakampfs (1956-1958/59) in der südkubanischen Bergwelt der Sierra Maestra ohne *Hommage* an den "Bronzetitan", den Mulatten-General Antonio Maceo, der die spanischen Kolonialtruppen im zweiten kubanischen Befreiungskrieg (1895-1898) das Fürchten lehrte.

Wie durch eine historische Wasserscheide sind die kubanischen Verhältnisse sauber geteilt nach dem tausendfach zitierten Motto: *Antes y después del triunfo de la revolución*. Vor der Revolution herrschten in Kuba elende Verhältnisse. Ausgenommen die Glitzerwelt Havannas, wo die *happy few*, begüterte Kubaner wie dollarschwere Yankees, dem Glücksspiel, der Prostitution, dem Drogenkonsum und dem Alkohol frönten. Nach der Revolution waren die Verhältnisse geradezu ins Gegenteil verkehrt, hatten sich die Geldaristokratie und die ihr hörige Unterhaltungsindustrie verflüchtigt, während die unteren Schichten, vor allem die Landbevölkerung, von den ersten Kraftakten der Rebellen profitierten.

Vor der Revolution: Das ist, holzschnittartig, die Zeit der Armut, der Arbeitslosigkeit, der Unterdrückung, Korruption und Würdelosigkeit. Nachher: Das ist, nach offizieller Version, die Ära der sozialen Gerechtigkeit, der egalitären Gesellschaft, des sozioökonomischen Fortschritts und der nationalen Unabhängigkeit. Diese Zäsur, so plakativ sie auch erscheinen mag, haben vor allem die älteren Kubaner gläubig internalisiert.

Die historische, auf Mythen angelegte Selbstdarstellung der Revolution ist beispieillos. Sie ist eine Mischung aus politischem Narzissmus, revolutionsgeschichtlicher Denkmalpflege und bisweilen ins Religiöse gesteigerter Ikonographie. Da wird die Yacht "Granma" wie eine überdimensionierte Reliquie in einem Glashaus zur Schau gestellt. Einschusslöcher an der Moncada-Kaserne in Santiago de Cuba, wo die Revolution in einem ersten An-

lauf am 26. Juli 1953 begonnen hat, werden alle Jahre wieder sorgsam restauriert. Ganz zu schweigen von dem Panzerzug Batistas, den Che Guevara am Ende des Befreiungskriegs in der Provinzhauptstadt Santa Clara erobert hat. Womit das letzte Hindernis auf dem Weg nach Havanna beseitigt war. Ein imposantes Museumsstück. Entsprechend monströs das Grabmal, das man dem "*Comandante Che Guevara*" dort errichtet hat.

Keine Archivalie, kein Überbleibsel aus dem Befreiungskrieg in der Sierra Maestra ist zu gering, zu schäbig oder zu banal, um als historisches Schaustück der Mythologisierung der Revolution zu dienen. Der geschichtliche Rekurs, der in kaum einer der Reden des *Líder Máximo* fehlt, ist dazu da, die Mythen der kubanischen Revolution wach zu halten.

3. Fidel Castros Charisma

"Nur wenige historische Prozesse haben eine solche Faszination ausgeübt wie die kubanische Revolution" (Mires 1991: 91). Dies ist vor allem einer der "handelnden Personen" zuzuschreiben: Fidel Castro. Er wurde nach eigener Überzeugung 1926 mit einem "politischen und revolutionären Instinkt" geboren (Halperin 1981: 1). Und dieser Instinkt hat ihn, wie es scheint, kaum je im Stich gelassen. Wenn auch der Sturm auf die Moncada-Kaserne am 26. Juli 1953 mit einem militärischen Desaster für die Rebellen unter Castros Kommando endete, so wurde doch seine führende Rolle im Befreiungskrieg (1956-1958/59) und an der Staatsspitze von da an niemals ernsthaft in Frage gestellt.

Diese unangefochtene Position verdankt er seinem Charisma, an das keiner der noch lebenden Revolutionsführer auch nur annähernd heranreicht. Dieses Charisma ist zu einem Gutteil seiner unglaublichen Vitalität, Spontaneität und vielseitigen Kompetenz zuzuschreiben. Seine Arbeitswut ist legendär. Er hat sich schon im Gefängnis auf der *Isla de Pinos* (1953-1955) mit verbissener Disziplin in die verschiedensten Materien eingearbeitet. Bei aller Anomalität der Haft genoss er doch die Ruhe seiner Einzelzelle, "das wertvolle Geschenk der Muße" (Quirk 1996: 61), um sich als "Bücherwurm" begierig all das an politischer Theorie einzuverleiben, dessen er habhaft werden konnte (vgl. ausführlich: Castro 1992: 265 ff.).

Die Fähigkeit, sich rasch mit einem Gegenstand vertraut zu machen (vgl. Halperin 1981: 136f.), hat ihm das Erstaunen und die Bewunderung seiner Umwelt eingetragen. In seinen Reden oder bei anderen Gelegenheiten brilliert er mit seinem detailfreudigen Expertenwissen. Dabei hat er vor allem für die Landwirtschaft seit jeher ein ausgesprochenes Faible. Sein generalis-

tischer Kompetenzanspruch hat aber auch den Nachteil (vgl. Quirk 1996: 437), dass so gut wie kein Bereich des öffentlichen Lebens auf der Insel gegen seine sporadischen Interventionen "immun" ist (vgl. Halperin 1981: 86). Als selbsternannter Nicht-Bürokrat schlechthin fühlt er sich bemüht, jederzeit und überall einzugreifen, wo die Entwicklung seines persönlichen Einflusses, vor allem seiner Korrekturen, zu bedürfen scheint. Als sprichwörtliches Arbeitstier neigt er dazu, alles selbst tun zu wollen. Und er beansprucht, immer das letzte Wort zu haben. Fidel Castro hat zwar beteuert, niemals ein Freund "unipersonaler Entscheidungen" gewesen zu sein. Faktisch aber ist er es, der, oft genug im Alleingang, Politik in Kuba macht.

4. Askese und politische Moral

Die Unerbittlichkeit gegen sich selbst, das Desinteresse an materiellen Privilegien und auch der, zumindest äußerlich hervorgekehrte, asketische Lebensstil haben Fidel Castro eine unvergleichliche Glaubwürdigkeit eingetragen. Dass er seinem Familienclan nicht, wie es in der früheren Sowjetunion Usus war, eine kommode Existenz im Luxus-Ghetto bietet, unterscheidet ihn wohlthuend von vielen korrupten Dritte-Welt-Regimen. Er hat mit den egalitären Prinzipien auch vor seiner engsten Verwandtschaft nicht Halt gemacht, sondern hat sie wie alle anderen Kubaner den harschen Eingriffen der Revolution in die Eigentumsverhältnisse auf der Insel ausgesetzt. Dies zum Beispiel, als er seinen Vater, einen Großgrundbesitzer, nach den Bestimmungen des Agrarreformgesetzes enteignen ließ. Er hat seine politische Moral stets ohne Rücksicht auf persönliche Interessen vorgelebt.

Was Fidel Castro besondere Bewunderung einträgt, ist seine allem Anschein nach unerschöpfliche Vitalität, die er besonders des Nachts entfaltet. Es heißt, er habe als Kind Angst vor dem Alleinsein im Schlaf gehabt. Und während des Guerillakriegs in der Sierra Maestra hat er auch die Nacht zum Tag gemacht. An diesem unorthodoxen Rhythmus hat er festgehalten, als er an die Staatsspitze gelangt ist. So müssen Diplomaten, ausländische Politiker und Journalisten, die auf eine "Audienz" beim *Máximo Líder* warten, darauf gefasst sein, um Mitternacht in das Allerheiligste der kubanischen Revolution zitiert zu werden. "Nachtgespräche" im wahrsten Sinne des Wortes hat Fidel Castro zum Beispiel mit dem brasilianischen Befreiungstheologen Frei Betto geführt. Ein 15-stündiges Interview, verteilt auf mehrere Nächte, mit dem italienischen Journalisten Gianni Miná (vgl. Miná 1988: 8).

Tagsüber stehen dann oft Exkursionen mit Gästen aus dem Ausland auf Fidel Castros Marathon-Programm: Gelegenheiten, die "Errungenschaften"

der Revolution zu präsentieren. Unerwartet taucht er auf Feldern, in Fabriken und Forschungszentren auf, um zuzuhören, sich zu informieren und, unweigerlich, Ratschläge zu erteilen, und sei die Materie, wie im Falle der Biotechnologie, deren Produkte sich als Exportschlager erweisen, noch so kompliziert.

5. Mit der Revolution verheiratet

Mit dieser All-Zuständigkeit und Omnipräsenz verträgt sich kein "geregeltes" Familienleben. Es gibt auch keine bürgerliche Familie, in die der Revolutionsführer dann und wann vor den Strapazen des Regierens flüchten könnte. Die Familie ist zerfallen in die einen, die wie seine Tochter Alina die Insel verlassen haben und vom Exil aus Gift und Galle gegen den "Verbrecher" Fidel versprühen (vgl. Fernández 1999: 38, 323f.), und jene, die wie sein Bruder Ramón im Dienste der Revolution tätig sind.

Das Privatleben Fidel Castros ist tabu. So er denn eines hat. Bemerkenswert, dass ihm sein von Macho-Attitüden nicht ganz freier Umgang mit Frauen keineswegs zum Nachteil gereicht, sondern das Bild des einsamen Patriarchen, der souverän über seine wohl eher seltenen hedonistischen Anwendungen und seine sporadischen Ausflüge ins Private zu entscheiden pflegt, eher noch stärkt. Er ist eben, platt ausgedrückt, mit der Revolution verheiratet.

"Fidel", wie er trotz seiner hohen Ämter in familiär-kommunistischer Vertrautheit von jedermann genannt wird, ist schon zu seinen Lebzeiten ein Monument und Mythos. Sein Nimbus rührt zu einem Gutteil von seinen Fähigkeiten als "großer Kommunikator" her. "Wenige Führer aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg haben so oft und so viele und lange öffentliche Ansprachen gehalten wie er" (Quirk 1996: 8). Er hat keine sonore Stimme, wie man sie von einem Mann seiner Statur erwarten würde. Aber wenn er das erste markante "R" über die Köpfe seines Auditoriums hat rollen lassen, zieht er alle in seinen Bann. Er könnte es nicht, wenn er staubtrockene Sermonen halten würde, wie sie im "real existierenden Sozialismus" üblich waren.

Die Rhetorik des Naturtalents Castro ist nah an der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Wirklichkeit des Landes. Manchmal sogar zu nah. Dann nämlich, wenn er sich in tausenderlei statistischen Details verliert und jener Tonnenideologie zu huldigen beginnt, die quantitatives Wachstum zum Inbegriff des Fortschritts stilisiert. Fidel Castro hat Zahlen, Daten und Fakten präsent wie kaum ein anderer. Eine Aura von Allwissenheit umgibt ihn,

auch eine von Unfehlbarkeit im weltlich-revolutionären Sinne. Er besticht, wenn er am Rednerpult steht, durch sein phänomenales Gedächtnis, seine Eloquenz, sein psychologisches Einfühlungsvermögen, seinen Witz und seine Ironie. Seine Reden sind zwar auch gespickt mit Polemik, Demagogie und Verbalinjurien. Aber der *Comandante en jefe* ist besonders um einen analytischen Stil bemüht.

Dass sich so viele Kubaner noch immer mit ihm identifizieren, ist einer seiner besonders ausgeprägten Fähigkeiten zuzuschreiben: Er ist ein Meister der politischen Didaktik, liefert in seinen Reden Lehrstücke politischen Unterrichts. Ein Beispiel dafür ist der "Nachruf", den er am 28. September 1973 auf den vom Militär gestürzten und ermordeten chilenischen Präsidenten Salvador Allende gehalten hat. Schon am frühen Nachmittag füllte sich der Revolutionsplatz in der Hauptstadt. Fast eine Million Menschen waren versammelt, als der *Líder Máximo* mit seiner Lektion begann. Die Nacht war längst über Havanna hereingebrochen, als er seinen Diskurs über die Geschehnisse in Chile beendete: eine Analyse, die über die Vorgeschichte des Staatsstreichs aufklärte, wie es einem Politikwissenschaftler nicht besser hätte gelingen können. "Von nun an stellte Castro Allende an die Seite der großen Helden wie Ernesto Guevara und José Martí. Der tote Präsident wurde Bestandteil der neuen kubanischen Mythologie" (Quirk 1996: 607).

6. Che Guevaras "magische Aura"

1973 war Che Guevara, der Inbegriff des Guerilleros, schon in den "Pantheon der Helden Lateinamerikas" entschwebt. Der Argentinier mit seiner "magischen Aura" (Taibo II 1997: 167) war zum "Hohepriester der Weltrevolution" geworden (Anderson 1997: 325, 405). Schon sein Äußeres disponierte ihn dazu, war es doch ein Hohn auf bürgerliche Konventionen. Einen Bart hatten sich zwar alle Rebellen ganz bewusst den Befreiungskrieg über wachsen lassen. Demonstrativ zogen sie als *barbudos* im Januar 1959 siegreich in Havanna ein. Und sie verbreiteten das "Flair" des Guerillakriegs um sich, als sie auch die Regierungsgeschäfte im Kampfanzug "in Angriff" nahmen.

Und der chaotische Regierungsstil, der mit vielen Usancen brach, war keine Spezialität des Argentiniers. Zum Idol machte ihn sein verwegener Ausdruck, gepaart mit solchen Insignien der Revolution wie der Mütze mit dem roten Stern. "Er war ein Mann", so erinnerte sich eine Mitarbeiterin des Ministers Che Guevara, "dem die Natur einige besondere Merkmale mitge-

geben hatte, er war sehr männlich, hatte schöne Augen, und er sprach mit ihnen" (Taibo II 1997: 378).

Nicht verwunderlich, dass das weltberühmte Foto-Porträt des Che die revolutionären Phantasien vor allem der Studentenbewegungen in aller Welt beflügelt hat. Alle wollten so sein wie der Che: tatkräftig, wagemutig, draufgängerisch, unerschrocken, zielstrebig, kurzum: revolutionär. Den Worten Taten folgen zu lassen: diese Fähigkeit, Theorie und Praxis zu verbinden, trug Che Guevara mystische Verehrung (Anderson 1997: 677f.) in aller Welt ein, vor allem in den Universitätsstädten Europas und der USA. Was andere nur erträumten, ist Che Guevara bis zu einem gewissen Grad gelungen, nämlich soziale Utopien mit politischem Leben zu erfüllen.

Nicht zu vergessen der Heroismus, der den asthmakranken Che Guevara dazu befähigte, erst sich selbst und dann den äußeren Gegner zu überwinden. "Die Symbolkraft Che Guevaras ist ohne den Aspekt des Opfers nicht begreifbar. Ein Mann, der alles besitzt – Macht, Ruhm, Familie und Annehmlichkeiten –, verzichtet auf all dies für eine Idee" (Castañeda 1997: 10). Und setzt sein Leben dafür aufs Spiel, ist hinzuzufügen. Es schien so, als personifizierte Che Guevara jenen "neuen Menschen", den er propagierte, schon in Reinkultur:

Wenn man Che aus der historischen Perspektive betrachtet und ihn auf einigen Ebenen mit Fidel [...] vergleicht, beginnt man einzusehen, wie übertrieben sein Ruf gewesen ist, wie viel mehr Mythos er enthält als Realität. Natürlich trug seine Persönlichkeit viel zu dem Mythos bei: Er war verwegen, mutig, ehrlich, respektlos, unnachgiebig, ein Kämpfer durch und durch, der sich wieder und wieder bewiesen hatte.

Aber er war zugleich "von unglaublicher Anmaßung besessen". Nicht nur, dass er sich bemüht fühlte, nach fünfundzwanzig Monaten des Befreiungskampfs auf Kuba ein Handbuch über den Guerillakrieg mit ubiquitärem Anspruch zu verfassen (James 1997: 170f.). Sondern er schritt auch in zwei Regionen der "Dritten Welt" zur Tat. Im Kongo und später in Bolivien, wo er Revolutionen entfachen wollte. Dabei dilettierte er aus heutiger Sicht wie auf einem Abenteuerspielplatz. Seine völlige Unkenntnis der jeweiligen Verhältnisse kosteten nicht nur ihn, sondern auch eine Reihe gutgläubiger Mitstreiter das Leben.

7. Zwei Krebse in der Höhle

Das Besondere an der kubanischen Revolution, das sie zum Faszinosum für die Linke in Europa machte, war die "Doppelbesetzung" an ihrer Spitze. Sie

wurde nicht von einem charismatischen *Comandante* allein angeführt, sondern von zweien, die beide als Lichtgestalten die revolutionären Phantasien der Jungakademiker in Berlin, Paris, Stanford und anderswo belebten. Fidel Castro und Che Guevara waren sich in vielem ähnlich. Vor allem verband sie eine "romantische Abenteurersympathie", wie Che Guevara im Rückblick auf das erste Guerilla-Training mit dem kubanischen Rebellenkommandanten in Mexiko bekundete (vgl. Taibo II 1997: 89).

Die Harmonie zwischen den beiden Matadoren des kubanischen Befreiungskrieges hatte so lange Bestand, wie es um militärische Entscheidungen ging und Fidel Castro der *Comandante en jefe* war, während sich Che Guevara vor allem um die soziale Infrastruktur in den "befreiten Gebieten" kümmerte, indem er Gesundheitsposten und "Schulen" für die Landbevölkerung errichtete. Als es aber darum ging, nach dem Befreiungskrieg in den Bergen nun die "Mühen der Ebene" zu bestehen, Kuba zu regieren und die Gesellschaft zu verändern, taten sich immer mehr Widersprüche und Aversionen zwischen den beiden Kommandanten auf. Abgesehen von ihrer recht unterschiedlichen sozialen Herkunft, Erziehung, Ausbildung, etc. und ihren besonderen Talenten als Schriftsteller der eine, als Redner der andere, machten sich jetzt auch die jeweiligen Temperamente konfliktiv bemerkbar.

Die Beziehung zwischen Fidel und Che war eine sehr komplexe. Da gab es zum einen eine sehr ursprüngliche wechselseitige Bewunderung, aber zum anderen auch eine unterschwellige Spannung zwischen ihnen. Es gab keinerlei Zweifel an Ches völliger Loyalität gegenüber Fidel. Aber es war in hohen Regierungs- und Partei-Kreisen auch bekannt, dass Che als einziger Angehöriger der politischen Elite in internen Diskussionen es wagte, Fidel herauszufordern, wenn er seine Ansichten nicht teilte (Halperin 1981: 84).

Ein Sakrileg, wenn man bedenkt, dass Fidel Castro in der Regel keine Kritik und keinen Widerspruch verträgt.

Ein puertoricanisches Sprichwort beschreibt die Situation, die fünf Jahre nach dem Sieg der Revolution eintrat: "Für zwei männliche Krebse ist nicht genug Platz in einer Höhle" (James 1997: 285). So endete denn Che Guevaras "kubanische Saga" im Dezember 1964 viel glanzloser, als sie begonnen hatte. Mag sein, dass Fidel Castro wirklich Bolivien als Schauplatz eines Guerillakrieges für Che Guevara "erfunden" hat (vgl. Castañeda 1997: 397, 462), um ihm einen heroischen Abgang zu verschaffen und sich selbst seines Widerspruchsgeistes zu entledigen.

8. Der Mythos Befreiungskrieg

Der erste Versuch Fidel Castros, am 26. Juli 1953 mit gut hundert Gleichgesinnten die zweitgrößte Kaserne des Landes, die *Moncada* in Santiago de Cuba, zu erobern, um die Batista-Diktatur mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, war militärisch ein Desaster, politisch aber ein Fanal. Dieses Ereignis allein trug schon lebhaft zur Legendenbildung bei. Noch mehr dann aber der Befreiungskrieg in der Sierra Maestra Ende 1956 bis Anfang 1959.

Schon die Überfahrt der zu allem entschlossenen kubanischen Rebellen mit der nicht sonderlich hochseetüchtigen Yacht "Granma" vom mexikanischen Tuxpán aus sowie die Landung an der Südküste Kubas, unter dem Feuer der kubanischen Luftwaffe, ging als großes Abenteuer in die Annalen ein. Wie die kläglich kleine Gruppe von überlebenden Revolutionären wieder Tritt gefasst und dann nach und nach der Armee Batistas Terrain abgewonnen hat, trotz tausend solcher Plagen wie Hunger, Durst, Schwüle, Nässe, Krankheiten, grenzt schon an ein Wunder.

Dass es eine "Armee von Schatten" war, die der technisch und personell hoch gerüsteten Batista-Armee gegenübergetreten ist und sie wie David den Goliath in die Knie gezwungen hat, ist *per se* schon ein mythenträchtiges Geschehen. "Seit den ersten Tagen der Revolution wurden Legenden über heroische Taten gewöhnlicher Menschen gesponnen [...] Es wurde behauptet und geglaubt, Castro und seine Männer hätten durch bloßen Umgang mit den Bauern deren Liebe und Unterstützung gewonnen" (Quirk 1996: 122). Zum Beispiel, indem sie die Bauern gut behandelten und bezahlten, was sie von ihnen an Nahrungsmitteln erhalten haben. Im Unterschied zu den *Batistanos*, die sich verhielten wie eine Besatzungsmacht im eigenen Land.

Es fällt schwer, in diesem Fall zwischen Wahrheit und Mythos zu unterscheiden. Der Krieg in der Sierra Maestra war keine Idylle, in der sich die einen human, die anderen unmenschlich verhalten haben. Aber es liegt in der Logik des Guerillakriegs, dass er für die Guerilleros nur zu gewinnen ist, wenn sie sich wie die Fische im Wasser bewegen, also immer wieder einmal in der Landbevölkerung "untertauchen" können. Was nur möglich ist, wenn die Rebellen sich die Sympathien der Bauern erworben haben.

Im Nachhinein nimmt sich der Befreiungskampf noch heroischer aus, als er es wohl ohnehin schon war. Scharmützel und kleinere Gefechte wurden von den Rebellen publizistisch und später historiographisch aufgebauscht. "Solche kleinen Feindkontakte wurden später bei der Mythologisierung der Revolution zu großen Schlachten" (Quirk 1996: 126).

Die Revolutionäre bedienten sich außerdem geschickt ausländischer Journalisten, die im Lager der Guerilleros eine Mischung aus Abenteuerlust, Romantizismus und libertären Anwandlungen erlebten und in den schillerndsten Farben darüber berichteten. Zum Beispiel Herbert Matthews von der *New York Times*, der sich im Januar 1957 in die Berge zu Fidel Castro wagt. Noch war Castro für die Weltöffentlichkeit ein Unbekannter. Ein selbsternannter Kommandant, der damals gerade eben 20 Mann befehligte. Das sollte sich nach dem Erscheinen der Matthews-Reportage ändern.

Auch ohne die Publizität, die ihm und seiner Bewegung zuteil wurde, dürfte Castro Erfolg gehabt haben. Geschaffen hatte Matthews jedoch einen wertvollen Mythos, nämlich den des bärtigen Guerillakämpfers im olivgrünen Kampfanzug und mit seinem Lieblingsgewehr mit Zielfernrohr, den Mythos des Kämpfers, der seine Rebellenarmee über Berge und durch Täler ihrer gebirgigen Hochburg führt (Quirk 1996: 129).

Matthews blieb nicht der einzige Journalist, der das Bild eines heroischen und mythischen Fidel Castro zeichnete. Andere, auch europäische, sollten seinem Beispiel folgen. Mag sein, dass der Zeitgeist das Medieninteresse an Fidel Castro befördert hat. Ende der 50er Jahre, zur Hochzeit des kalten Kriegs, als sich die Supermächte hochgerüstet gegenüberstanden, regiert von alten Männern, nahm der Drang nach einem Ausbruch aus den erstarrten Verhältnissen merklich zu. Und die Sympathie für eine charismatische Gestalt mit politischen Visionen. Die Affinitäten für einen Zeitgenossen wie Fidel Castro waren vorgezeichnet.

9. Zweierlei Personenkult

Die Frage, ob er bestätigen könne, dass es in Kuba keinen Personenkult gebe, hat Fidel Castro mehr als einmal mit Entschiedenheit bejaht. Seine Erklärung dafür: Kuba sei kein Land, in dem man eine absolute Macht mit einem entsprechenden Kult etablieren könne. Das sei mit den Kubanern, schon wegen ihrer Idiosynkrasien, ihrer eigenwilligen Mentalität und ihrem Hang zur Ironie, wäre hinzuzufügen, gar nicht zu machen (vgl. Castro 1992: 297).

In der Tat, so erstaunlich es auch klingen mag: Es gibt keinen Personenkult in Kuba. Zumindest keinen in den bizarren Formen, wie er in den Ländern des "real existierenden Sozialismus" betrieben wurde. Und es gibt keinen Personenkult um Lebende. Fidel Castro hat zwar seinen Bruder Raúl als zweiten Mann in all seinen Funktionen eingesetzt: als stellvertretenden Staatspräsidenten, Ministerpräsidenten, Parteivorsitzenden und Oberbefehlshaber. Aber es sieht nicht so aus, als hätte er jemals eine Familiendynastie

nach dem Muster Ceaucescus oder Kim Il Sungs begründen wollen (vgl. Rabkin 1991: 172).

Man sucht in Kuba vergeblich nach Statuen Fidel Castros. Oder nach großen Plakaten mit seinem Porträt. Es gibt keine Gebäude oder Einrichtungen, die nach ihm benannt sind. Auch keine Castro-Straßen oder Castro-Plätze. Stattdessen Denkmäler, Schulen, Wandbilder oder Kliniken, die an die großen Helden der kubanischen Geschichte erinnern sollen: vor allem an den Dichter und Befreiungskämpfer José Martí, der längst zur Ikone, zum inbrünstig verehrten Nationalheiligen Kubas aufgestiegen ist.

Castro bestritt jedes Streben nach Personenkult in der revolutionären Bewegung. Es sollte keine Statuen geben, meinte er. Aber ein offizieller Kult war nicht notwendig. Das kubanische Volk schuf von sich aus einen Kult für ihn. Sein Name war in aller Munde, sein Bild in jedem Winkel der Insel (Quirk 1996: 239).

Was braucht der *Máximo Líder* einen offiziellen Personenkult, wenn ihm "Untertanen" wie der Journalist Mario Kuchilán ihre tiefe Devotion mit einer Apotheose folgender Art bekunden: "Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde. Aber es ist nicht Jesus Christus. Es ist Fidel Castro Ruz" (zit. nach Quirk 1996: 239).

10. Umverteilung von oben nach unten

Was die Beobachter des Zeitgeschehens, die sich schon am kämpferischen Gestus der Revolution berauschten, dann besonders für Fidel Castro und seine Mitstreiter eingenommen hat, war die atemberaubende Geschwindigkeit und Rigorosität, mit der diese den sozialen Wandel im Lande in Angriff nahmen. Mit einem Mietgesetz zum Beispiel (März 1959), das die Kosten für das Wohnen bis zur Hälfte reduzierte. "Die rund 1.500 Verordnungen und Gesetze im ersten Jahr der Castro-Regierung leiteten eine gewaltige Umverteilung ein" (Herzka 1998: 46). Eine der tiefgreifendsten Umverteilungen seit Menschengedenken (vgl. Martínez Heredia 1991: 184). Der Mindestlohn wurde gleich nach dem Sieg der Revolution erhöht, während die Regierung gleichzeitig die Preise für Arzneimittel, Strom und Gas heruntersetzte. Kenner der Materie schätzen, daß in den ersten beiden Revolutionsjahren jeweils 500 Millionen Pesos respektive Dollars von oben nach unten umverteilt worden sind (vgl. Brundenius 1989: 117). Nicht zu vergessen die Agrarreform, die dem "Landproletariat" zu den lange ersehnten Besitztiteln verholfen hat.

11. Egalitäre Gesellschaft

Die ärmsten 40% der Bevölkerung profitierten am meisten von den Umverteilungen "der ersten Stunde". Wenngleich diese Redistribution zugunsten der Unterschicht im globalen Maßstab nicht einmalig gewesen sein mag: Für Lateinamerika war sie doch singulär, zumal der Halbkontinent als Ganzes die Region der Welt mit der größten Ungleichheit ist. "Mitte der achtziger Jahre erhielten die untersten 40% der Bevölkerung in der Einkommenschichtung 26% der gesamten Einkommen. In den lateinamerikanischen Staaten wird der vergleichbare Wert mit weniger als zehn Prozent der Einkommen angegeben" (Brezinski 1992: 33f.). Ganz zu schweigen von dem "sozialen Lohn", den alle Kubaner gleichermaßen in Form von Bildungschancen und Gesundheitsdiensten erhalten. "Tatsache ist, dass es keine gerechtere Gesellschaft in Amerika gibt" (Galeano 1992). Auch wenn die kubanische Gesellschaft nicht klassenlos ist, nicht frei von sozialen Privilegien und Rassendiskriminierungen, gibt es doch kaum eine andere, "in der die sozialen Antagonismen derart abgeschliffen sind" (Hanf 1989: 118).

12. Revolutionstouristen

Kein Wunder, dass das "kubanische Experiment" einer egalitären Gesellschaft, dazu noch im karibischen Ambiente, unter Palmen, die linke Intelligenz in Scharen auf die Tropeninsel lockte. Als wären sie auf der Suche nach dem "verlorenen Paradies" am Ziel angelangt, entstiegen so manche Zeitgenossen in Havanna dem Flugzeug. Nicht wenige Intellektuelle Westeuropas entschädigten sich mit ihren überschwänglichen Sympathien für die kubanische Revolution für die düpierten Hoffnungen auf radikale gesellschaftliche Reformen im eigenen Lande.

Sie projizierten ihre Utopien, die an der Unverrückbarkeit der bürgerlichen Gesellschaft gescheitert waren, auf das "sozialistische Experiment" in Kuba. Sie taten dies um so enthusiastischer, als dieses Experiment offenbar vor dem Abgleiten in das graue Einerlei und die ideologische Starre des Realsozialismus osteuropäischer Prägung gefeit war. Schon dank der kubanischen Mentalität. Havanna wurde zum Mekka der "Revolutionstouristen". Sie pilgerten in großer Zahl auf die Karibikinsel, um die "Revolution in Aktion" in Augenschein zu nehmen. Und, wenn irgend möglich, einem der mythischen Revolutionsführer zu begegnen, zum Beispiel Che Guevara, für Jean-Paul Sartre "der vollkommenste Mensch unserer Zeit" (zit. nach Quirk 1996: 496).

Das Fatale an diesem Revolutionstourismus: Die intellektuellen "Wanderer zwischen den Welten" bekamen in Kuba nur die "Schokoladenseite" der Gesellschaft zu Gesicht. Potemkinsche Dörfer gab es auch in Kuba. Gebetsmühlenartig wurde die soziale Erfolgsstatistik immer und immer wieder vorgetragen. Im Sinne eines platten Determinismus, der die kubanische Gesellschaft nach der Proklamation des Sozialismus im April 1961 quasi zum unaufhaltsamen Fortschritt verurteilt hat. Es war ein rosiges Bild von der kubanischen Revolution, das viele Polit-Touristen mit nach Hause nahmen. Manche steigerten sich in eine Euphorie hinein, die sie kubanischer als die revolutions-begeisterten Kubaner erscheinen ließ. Endlich schien der Mythos Wirklichkeit geworden zu sein. Kritik daran war als reaktionäre Kleingeisterei verpönt.

13. Enttäuschte Liebe

Je leidenschaftlicher sich die Kuba-Sympathisanten auf die Seite der Revolution geschlagen hatten, um so unerbittlicher war ihre Reaktion auf all das, was ihrem Bilde davon widersprach. Wie enttäuschte Liebhaber kehrten manche Kuba-Enthusiasten der "roten Insel" den Rücken, als sie der einen oder anderen Kluft zwischen dem Idealbild der Revolution und der alltäglichen Realität gewahr wurden.

Hans Magnus Enzensberger, der 1967/68 einem Aufenthalt als Gastdozent in den USA eine Visite in Kuba mit der Begründung vorgezogen hatte, dass er vom kubanischen Volk mehr als von amerikanischen Studenten lernen könne, zeigte sich alsbald zutiefst desillusioniert. Er beschrieb die enttäuschte Liebe in einem "Dossier: Revolutionstourismus":

In Habana habe ich in den Ausländerhotels immer wieder Kommunisten getroffen, die keine Ahnung davon hatten, dass die Energie- und die Wasserversorgung in den Arbeitervierteln der Stadt nachmittags zusammengebrochen, dass das Brot rationiert war und dass die Bevölkerung zwei Stunden lang für eine Pizza Schlange stand; in ihren Hotelzimmern diskutierten die Touristen inzwischen über Lukács (Enzensberger 1972: 174).

1961 schrieb sich Fidel Castro den Marxismus-Leninismus aufs Panier, nachdem er unzählige Male dementiert hatte, diesen Weg einschlagen zu wollen. Aber nicht nur das. 1961 dekretierte er auch einen ideologischen Verhaltenskodex: "Alles innerhalb der Revolution, nichts gegen die Revolution." Damit war den willkürlichen Entscheidungen verkniffener Bürokraten, der Denunziation durch übereifrige "Revolutionswächter" und den Umtrie-

ben hundertfünfzigprozentiger Parteimitglieder Tür und Tor geöffnet. Ganz zu schweigen von der Zensur, die diesen Slogan denkbar restriktiv auslegte.

Eines der ersten Opfer dieses Linientreue-Erlasses wurde der junge Poet Heberto Padilla. 1971 wurde er verhaftet. Kaum war das bekannt geworden, bekam Fidel Castro Post aus Europa und Lateinamerika. Illustre Kollegen Padillas wie Gabriel García Márquez und Geistesgrößen wie Jean-Paul Sartre drückten ihr Befremden aus und nahmen für den Schriftsteller Partei. Der kam zwar nach sechs Wochen wieder frei. Aber nicht ohne eine Selbstkritik verfasst und veröffentlicht zu haben, die manche Leser fatal an die abscheulichen Zeugnisse der Moskauer Prozesse erinnerte.

Es war die Zeit, als die Folgen der missglückten Zucker-Rekordernte von 1970 spürbar wurden. Aus maßloser Enttäuschung über die Niederlage in dieser "Produktionsschlacht" blieben viele Arbeiterinnen und Arbeiter wochenlang zu Hause. Um diesen *ausentismo* von bis zu 20% zu beheben, erließ die Regierung ein Arbeitsgesetz, das sogleich bei den prominenten europäischen Kuba-Sympathisanten in Verdacht geriet, der Repression zu dienen und damit dem "Geist" der kubanischen Revolution zu widersprechen. Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Luigi Nono und viele andere kündigten der kubanischen Revolution die Gefolgschaft auf.

Vorher schon [...] waren die europäischen Kuba-Sympathisanten scharenweise aus Fidel Castros Revolution desertiert. Auch der US-Amerikaner Tad Szulc, der mit seiner Castro-Biographie ein insgesamt wohlwollendes und anerkennendes Buch geschrieben hat, bereitet dem Revolutionsführer ein Scherbengericht. [Er hielt ihm vor:] Castro hat mit der schockartigen Kulturpolitik der Kreativität seines Landes einen tödlichen Schlag versetzt. Noch 1986 war die Insel eine Wüste und Einöde der Ideen und der Herrschaftsbereich einer strikten Selbstzensur. Es kann Generationen dauern, bis Kuba zu José Martí's Zeitalter einer freien Kultur zurückfindet (zit. nach Hanf 1989: 181).

14. Ein "Meer von Plagen"

Die Mythen, die sich um die kubanische Revolution gerankt haben, sind verblasst. Zum einen hat die widrige Realität der Außenwelt viele Illusionen, aber auch so manche Ideale zuschanden werden lassen (vgl. Herzka 1989: 128). Kuba sieht sich spätestens seit 1989 einem "Meer von Plagen" ausgesetzt, das den "Tropensozialismus" zu überspülen droht. Aber auch die weniger fremdbestimmte Entwicklung im Inneren ist nicht mehr der Stoff, aus dem die schon längst verwehten libertär-sozialistischen Träume gewesen sind.

Die Wirtschaftsblockade der Vereinigten Staaten gegen Kuba hat eine anomale Situation geschaffen und im Laufe der letzten drei Jahrzehnte immer weiter zementiert. Sie hat zwar ihr erstrebtes Ziel nicht erreicht, die kubanische Gesellschaft quasi auszuhungern und damit das "sozialistische Experiment" zu destruieren. Aber sie hat einen Milliarden-Dollar-Schaden an der kubanischen Wirtschaft angerichtet und auf diese Weise das Alltagsleben auf der Insel bis an die Grenze des Erträglichen erschwert. Dass ein steter Mangel am Nötigsten und dazu noch der Zwang, dieses Lebensnotwendige oftmals auf illegale Weise zu beschaffen, nicht gerade mythenfreundlich ist, versteht sich wohl von selbst.

Hinzu kam zu Zeiten des Kalten Kriegs der weltpolitisch dekretierte Zwang, dass Kuba sich wohl oder übel auf die Sowjetunion hin orientieren musste. Fidel Castro und Che Guevara waren zwar alles andere als moskauhörig. Sie haben zum Entsetzen der Kreml-Führung mancherlei Unorthodoxes geäußert und praktiziert. Und sie haben auf dem autochthonen Charakter der Revolution beharrt. Aber sie kamen mit Rücksicht auf den "großen Bruder" Sowjetunion nicht umhin, doch Konzessionen zu machen, die der Autonomie der kubanischen Revolution Abbruch taten und ihre Glaubwürdigkeit beeinträchtigten.

So hatte Fidel Castro jahrelang beteuert, kein Marxist zu sein. Im Frühjahr 1958 stellte er kategorisch fest: "Kommunist war und bin ich nicht" (Quirk 1996: 172). Auf der triumphalen Fahrt von der Sierra Maestra nach Havanna, an der Jahreswende 1958/59, "verneinte er deutlich jede Verbindung mit den Kommunisten" (Quirk 1996: 205). Bei seiner USA-Visite im April 1959 beruhigte er die Vertreter des Außenministeriums "durch die Betonung seiner Gegnerschaft zum Kommunismus" (Quirk 1996: 223). Im Juli 1959, als er mit Aplomb vom Posten des Ministerpräsidenten zurückgetreten war, versicherte er: "Ich bin kein Kommunist. Und auch die revolutionäre Bewegung ist nicht kommunistisch" (zit. nach Quirk 1996: 235). Wie Lug und Trug nahm sich dann zweieinhalb Jahre später, im Dezember 1961, das Dementi der Dementis aus, als Fidel Castro, der einstige Bewunderer Robespierres, Napoleons und Franklin D. Roosevelts (vgl. Halperin 1981: 2), zum Marxismus-Leninismus "konvertierte".

Das wirtschaftliche Debakel 1969/70 "erzwang die Wende zum sowjetischen Weg" (Mesa-Lago 1991: 258). Bis Ende der 70er Jahre wurde die Partei zur "präeminenten Institution" auf der Insel, allein ermächtigt zur "ideologischen und politischen Führung der Gesellschaft" (Rabkin 1991:

136). Der Preis für die Übernahme des sowjetischen Wirtschaftssystems mit all seinen Insuffizienzen war hoch.

Die Integration Kubas in den "Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe" (RGW) 1972 und die Unterwerfung unter dessen "internationale Arbeitsteilung" stellten den Mythos der eigenständigen und eigenwilligen Revolution in Frage. Das Bizarre an diesem System: Es verfestigte gerade jene für die "Dritte-Welt"-Länder typische Struktur, aus der Kuba sich herausarbeiten wollte, nämlich jene ökonomisch fatale Rollenverteilung, wonach die "unterentwickelten" Länder als Rohstoffexporteure fungieren, während die Industriegesellschaften des Nordens als Fertigwaren-Lieferanten die *Terms of Trade* zu ihrem Vorteil nutzen.

15. Der "kurze Sommer der Utopie"

Die kubanische Führung hat aber auch selbst dazu beigetragen, die politischen Mythen, die Hoffnungen auf ein Utopia in der Karibik, zu zerstreuen. Zu den Faktoren, die dies mit bewirkten, gehört die Unfähigkeit der *Comandantes*, die Wirtschaft auch nur annähernd so zu entwickeln, wie es aus den vollmundigen Parolen und Prognosen fortschrittsgläubig klang. Daran war vor allem das exzentrische Hin und Her zwischen einem Mehr an rigoroser Planwirtschaft und der Zulassung privatwirtschaftlicher Unternehmen in der Landwirtschaft und im Dienstleistungssektor schuld. Dass noch immer, sogar erklärtermaßen, wie zum Beispiel im Zuge der *rectificación* (Korrektur der Irrtümer, 1986), der Primat der Politik über die Ökonomie, die Einparteierrschaft etc. gilt, verhindert systemimmanent, dass die Wirtschaft auf einen grünen Zweig kommt und als Modell für lateinamerikanische und andere "Dritte-Welt"-Länder gelten könnte.

Dass der Tourismus mit Brachialgewalt entwickelt wird, weil ideale Voraussetzungen dafür gegeben sind wie Traumstrände und gut ausgebildetes Personal, ist zu verstehen. Aber die unvermeidlichen Begleiterscheinungen wie die Prostitution sind ein Hohn auf den Mythos des "neuen Menschen". Und ein Hohn auf die egalitäre Gesellschaft, deren Modell so Furore machte, ist die Rolle des ideologisch verdammt, aber wirtschaftlich höchst erwünschten Dollars. Seitdem man ihn 1993 legalisiert hat, ist die Tendenz zu einer "sozialen Apartheid" und zu einer "Zweiklassengesellschaft" (Herzka 1998: 104), die vor allem die Schwarzen benachteiligt (vgl. Burchardt 1999: 94, 99), nicht mehr zu verkennen.

Die ursprünglich gefeierte Gleichheit steht nur noch auf dem Papier. Der unterschiedliche soziale Status der Dollar-Besitzer und derjenigen Kubaner,

die nur über lumpige Pesos verfügen, für die man sich kaum etwas kaufen kann, stellt vor allem das "Markenzeichen" der Revolution in Frage: die Würde, die sie den Kubanern wiedergegeben hat.

Machte man all diese Konzessionen notgedrungen, so hat aber die Revolutionsregierung doch auch aus ureigenen Entschlüssen zur Ent-Mythologisierung beigetragen. Vor allem mit ihrer Behandlung von Kubanern, die es an der nötigen Linientreue fehlen lassen. Begonnen hat es mit drakonischen Strafen für vermeintliche Renegaten in den eigenen Reihen wie Huber Matos. Fortgesetzt hat sich der "halbstalinistische" Umgang mit Abweichlern exemplarisch im Fall Padilla. Ein abscheulicher Höhepunkt der Repression war der "Fall 1/1989", der Fall Ochoa (vgl. Niess 1991: 396-398).

Man sollte sich tunlichst vor vorschnellen historischen Analogien hüten. Was aber im Juli 1989 an inquisitorischer Inszenierung gegen den einstigen strahlenden Helden der Nation, General Arnaldo Ochoa, den man jetzt des Drogenhandels beschuldigte, der Weltöffentlichkeit geboten wurde, erinnerte doch fatal an die farcenhaften Schauprozesse unseligen Stalin'schen Angedenkens. Vor allem die kriecherischen Selbstanklagen Ochoas und die geradezu flehentliche Bitte um die Todesstrafe ("Ich verachte mich selbst. Ich habe kein Recht mehr zu leben") waren abstoßende Höhepunkte dieses gespenstischen Prozesses (vgl. Case 1/1989: 55 ff.). Ganz abgesehen von der merkwürdigen Hast, mit der die Regierung die Todesurteile an Arnaldo Ochoa und drei Mitangeklagten im Morgengrauen des 13. Juli 1989 hat vollstrecken lassen (vgl. *Granma*, *Weekly Review*, July 16, 1989).

16. Entmythologisierung oder: Untergangsprognosen

Schon mehr als einmal hat man in den letzten 40 Jahren das Revolutionsregime von Fidel Castro totgesagt. "Dieses Regime ist am Ende", "Der Herbst des Caudillo", "Adiós, roter Caudillo", "Fidel Castro vor der Pleite", "Fidels letztes Gefecht": So lauteten Schlagzeilen 1990, 1991, 1994 und 1997 (vgl. *Der Spiegel*, 37/1990, S. 172; 33/1991, S. 142; 33/1994, S. 112; *DIE ZEIT*, 12. April 1994, S. 32 und *Der Spiegel* 42/1997, S. 211). Aber Fidel Castro hat diese Untergangsprognosen, die bezeichnenderweise allesamt in Krisenzeiten laut geworden sind, Lügen strafen können. Er hat erfolgreich gegen das "Meer von Plagen" angekämpft, in dem so manche Zeitgenossen das sozialistische Kuba untergehen sahen.

Aber die Zeiten haben sich geändert und mit ihnen der "Tropensozialismus". Seitdem Fidel Castro, der Not gehorchend, manch eines seiner Prinzipien als Ballast über Bord geworfen hat, hat sich auch so mancher Mythos

der kubanischen Revolution verflüchtigt. Ein Sozialismus, der zum nach wie vor heroisch proklamierten Überleben das internationale Kapital zu Hilfe rufen und ihm eklatante Konzessionen machen muss, vermag kaum noch revolutionäre Energien zu mobilisieren. Dieser krasse Widerspruch in sich zehrt an der Loyalität der Kubanerinnen und Kubaner. Genauso wie der Mangel an Demokratie und Meinungsvielfalt. Und Besserung ist nicht in Sicht. Trotz des moderaten wirtschaftlichen Aufschwungs 1999. Überdies besteht kaum Aussicht auf politische Reformen. Niederschmetternd, wenn der Vizepräsident von Kubas Staatsrat und damit Stellvertreter Fidel Castros, Carlos Lage Dávila, zu diesem Thema nicht mehr zu sagen weiß als: "Alles Nötige haben wir schon im Januar 1959 abgeschlossen. Unser Ziel ist es, an der Revolution festzuhalten. Wir sind und bleiben Sozialisten" (*Der Spiegel* 13/2000, S. 190).

Die kubanische Revolution entmythologisiert sich selbst. Als Modell für die Dritte Welt ist sie untauglich geworden. Kuba kehrt allem Anschein nach zu der wenig erfreulichen "Normalität" eines Entwicklungslands zurück.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Jon Lee (1997): *Che. Die Biographie*, München.
- Brezinski, Horst, 1992: "Kuba zu Beginn der 90er Jahre – Das Ende eines Entwicklungsmodells?". In: *LAN (Lateinamerika-Nachrichten*, St. Gallen), Nr. 2, Juni 1992, S. 29-55.
- Brundenius, Claes (1989): "Development Strategies and Basic Human Needs". In: Brenner, Philip/Leo Grande, William M./Rich, Donna/Siegel, Daniel (Hrsg.): *The Cuba Reader. The Making of a Revolutionary Society*, New York, S. 108-123.
- Burchardt, Hans-Jürgen (1999): *Kuba. Im Herbst des Patriarchen*. Stuttgart.
- Case 1/1989 (1989): *End of the Cuban Connection*. Havanna.
- Castañeda, Jorge G. (1997): *Che Guevara. Biographie*. Frankfurt/M.
- Castro, Fidel (1992): *Un grano de maíz*. Havanna.
- Enzensberger, Hans Magnus (1972): "Dossier: Revolutionstourismus". In: *Kursbuch* 30, Dezember 1972, S. 155-180.
- Fernández, Alina (1999): *Ich, Alina. Mein Leben als Fidel Castros Tochter*. Reinbek bei Hamburg.
- Galeano, Eduardo (1992): "A pesar de los pesares". In: *El País*, 31.3.1992, S. 12.
- Halperin, Maurice (1981): *The taming of Fidel Castro*. Berkeley/Los Angeles.
- Hanf, Walter (1989): *Castros Revolution. Der Weg Kubas seit 1959*. München.
- Herzka, Alfred (1998): *Abschied vom Kommandanten?*. Frankfurt/M.
- James, Daniel (1997): *Che Guevara. Mythos und Wahrheit eines Revolutionärs*. München.
- Martínez Heredia, Fernando (1991): "Cuba: Problemas de la liberación, la democracia, el socialismo". In: *Síntesis* (Madrid), Nr. 15, September-Dezember 1991, S. 181-204.
- Mesa-Lago, Carmelo (1991): "La economía cubana en los ochenta: el retorno de la ideología". In: *Síntesis* (Madrid), Nr. 15, September-Dezember 1991, S. 243-282.
- Miná, Gianni (1988): *Un encuentro con Fidel*. Havanna.
- Mires, Fernando (1991): "Cuba, entre Martí y las montañas". In: *Síntesis* (Madrid), Nr. 15, September-Dezember 1991, S. 91-134.
- Niess, Frank (1991): *20mal Kuba*. München.
- Quirk, Robert E. (1996): *Fidel Castro. Die Biographie*. Berlin.
- Rabkin, Rhoda Pearl (1991): "Cuba. Instituciones y política 1970-1986". In: *Síntesis* (Madrid), Nr. 15, September-Dezember 1991, S. 135-180.
- Taibo II, Paco Ignacio (1997): *Che. Die Biographie des Ernesto Guevara*. Hamburg.